

Emmanuel Todd, Traurige Moderne. Eine Geschichte der Menschheit von der Steinzeit bis zum Homo Americanus, München 2018 (C. H. Beck), 537 S.

Ob der bekannte französische Soziologe Emmanuel Todd die durch den hypertroph und dunkel klingenden Titel seines Werkes geweckten Erwartungen einzulösen vermag, darf mit Fug bezweifelt werden. Die Eindrücke des Rezensenten jedenfalls waren sehr uneinheitlich: Ihm begegnete erstens ein interessanter, aber nur sehr unzureichend historisch und empirisch gefüllter soziologischer Denkraum, er stolperte zweitens oft über ganz unsinnige oder schlicht falsche Detailbehauptungen, wurde aber, drittens, für den dadurch ausgelösten Ärger entschädigt durch einige kluge und vom Mainstream ganz abweichende Gegenwartsdeutungen, deren einziges Manko ist, dass sie mit Todds anvisierter soziologischer Grundkonzeption in allerhöchstens losem Zusammenhang stehen. Ich konkretisiere.

Todd ist durch viele Arbeiten auf dem Gebiet der historischen Familiensoziologie hervorgetreten, und er versucht in vorliegendem Werk, die Vielzahl bekanntgewordener historischer Familienformen in der Menschheitsgeschichte auf ihre Grundtypen – samt ihrer Varianten – zu reduzieren und evolutive Verlaufsformen kenntlich zu machen. Todd unterscheidet drei, ihrerseits vielfältig untergliederbare Grundtypen: Die Kernfamilie, die in ihrer Gegenwartsform am reinsten in den angloamerikanischen Ländern hervortritt und von ihnen aus auch historisch ihren Siegeszug über die modernen „westlichen“ Gesellschaften angetreten habe. Diese Kernfamilie, so Todd, weise in ihrer Grundstruktur bedeutsame Ähnlichkeiten mit den frühesten Familienformen in der Menschheitsgeschichte, denen der altsteinzeitlichen Jäger und Sammler, auf, sodass gewissermaßen die primitivste Urform menschlicher Gesellung in der komplex-differenzierten Gegenwartsgesellschaft wieder dominant geworden sei. Zweiter Grundtypus der Familie sei historisch die patriarchalische und patrilinear strukturierte und durch die erbrechtliche Privilegierung des erstgeborenen Sohns ausgezeichnete Stammfamilie gewesen, die bis zur Industrialisierung in Europa im deutschsprachigen Raum – aber auch beispielsweise in Japan – vorherrschend gewesen sei. Als dritten Grundtypus begreift Todd die sogenannte komunitäre Familie, die in ihrer endogamen Variante – oft angestrebte Cousinenheiraten – ein wesentliches Kennzeichen der muslimischen und insbesondere arabisch-persischen Welt sei.

Unmittelbar evident, aber zugleich trivial erscheint Todds Grundthese, dass das mentale Gepräge von Gesellschaften – ihre Grundwerte, moralischen Standards etc. – auch außerhalb des familialen Systems ganz wesentlich Produkte familialer Strukturmuster sind, die vom Einzelnen auf dem Wege über typische Sozialisationsbedingungen oder erbrechtliche Regelungen usw. verinnerlicht werden. Todd geht aber noch einen Schritt weiter, und erst damit wird seine

Unmittelbar evident, aber zugleich trivial erscheint Todds Grundthese, dass das mentale Gepräge von Gesellschaften – ihre Grundwerte, moralischen Standards etc. – auch außerhalb des familialen Systems ganz wesentlich Produkte familialer Strukturmuster sind, die vom Einzelnen auf dem Wege über typische Sozialisationsbedingungen oder erbrechtliche Regelungen usw. verinnerlicht werden. Todd geht aber noch einen Schritt weiter, und erst damit wird seine

Konzeption interessant. Mentale Prägungen durch jahrhundertlang vorherrschende Familienformen existierten, so meint er, in Gesellschaften gewissermaßen subkutan lange weiter, auch nachdem diese Familienformen als gelebte Realität verschwunden seien, führten ein psychisches Eigenleben abgelöst von ihrer sozialen Wirklichkeit: Wertmuster familialer Vergangenheiten spuken im kollektiven Unbewussten von Gesellschaften fort und bestimmen die Struktur ihrer Wir-Sie-Abgrenzungen, ohne die Gesellschaften undenkbar sind (vgl. S. 27 ff.). Insbesondere Eigentümlichkeiten der deutschen und japanischen Gesellschaftsentwicklung der jüngeren Vergangenheit seien als Relikte früherer stammfamiliärer Prägungen zu erklären, Eigentümlichkeiten, die sich auswirken bis in politische Entscheidungsprozesse hinein und – beispielsweise auf der Ebene der EU – als außenpolitisches Konfliktpotenzial wirkten.

Kann Todd dieser interessanten These Plausibilität verleihen? Man beginnt im Laufe der Lektüre mehr und mehr daran zu zweifeln, auch wegen der Vielzahl ärgerlicher, fehlerhafter Behauptungen des Autors in anderen Zusammenhängen. Um Todd nicht zu sehr bloßzustellen, sei nur einer dieser offensichtlichen Fehler angesprochen: „Durch Geburtenkontrolle sinken überall die Fertilitätsraten, sodass der einstige binäre Gegensatz zwischen den entwickelten Ländern und den Entwicklungsländern inzwischen bereits überwunden ist“ (S. 44), schreibt er, obwohl gerade auf diesem Gebiet die Kluft beispielsweise zwischen europäischen und afrikanischen Gesellschaften in der jüngeren Vergangenheit beständig gewachsen ist. Um es kurz zu machen: Todd gelingt keine befriedigende Fundierung seiner zentralen These, und schon Grundannahmen für die Konstruktion seiner Grundthese erscheinen ganz fragwürdig. Als Hauptexempel lange nachwirkender stammfamiliärer Prägungen fungiert bei Todd immer Deutschland, aber es ist schon zweifelhaft, ob die Stammfamilie in der von Todd gemeinten Struktur im vorindustriellen Deutschland überhaupt derartig relevant war. Die deutsche historische Familienforschung, mit der ich vertraut bin, sieht jedenfalls die Sachlage anders: Man hat ab den siebziger Jahren das von Le Play stammende Modell der Stammfamilie für Deutschland weitgehend relativiert, hat diesen Familientypus und überhaupt die „Großfamilie“ als einen „Mythos“ zu entschlüsseln versucht: Weder waren die typischen vorindustriellen Familien in Deutschland sonderlich groß, noch war die patriarchalische Machtstruktur, die gemeinhin über das Institut der Primogenitur (ältester Sohn) gestiftet wurde, exorbitant, denn das Familienoberhaupt wurde typischerweise im höheren Alter ins „Ausgedinge“ verabschiedet. Jedenfalls hat die mir bekannte Familienforschung keine wirklich fundamentalen qualitativen Unterschiede zwischen typischen deutschen und beispielsweise englischen vorindustriellen Familienformen entdecken können. Hätte sie recht, dann wäre Todds These schon im Ansatz verfehlt.

Natürlich stimmt es, dass insbesondere die deutsche und die japanische Gesellschaft mentale Eigentümlichkeiten gegenüber anderen „westlichen“ Gesellschaften aufweisen und dass die eminent niedrigen demografischen Reproduktionsraten beider Gesellschaften ein bestandsgefährdendes Muster bezeichnen.

Aber eine wirklich überzeugende Rückbindung derartiger Besonderheiten an nachwirkende Prägungen längst verschwundener „Stammfamilien“ gelingt Todd nirgends. Prägungen durch die Kriegsniederlagen und die „Umerziehung“ nach 1945 sind hier viel naheliegender.

Eine gewisse Entschädigung für die vielen Unstimmigkeiten von Todds Grundkonzeption bieten aber seine zeitkritischen Gedanken zum Zustand der westlichen Gegenwartsgesellschaften, insbesondere der USA (S. 337 ff.) und der Europäischen Union (vor allem S. 484 ff.) Dass er die „Rechtspopulisten“ gegen die „Globalisten“ weitgehend ins Recht setzt und ein Fortwirken globalistischer Politikmuster in Form des Freihandels und unkontrollierter Migration für existenzgefährdend hält, ist eine Ansicht, die der Rezensent durchaus teilt. Mit dem Feld der Familiensoziologie hat das aber kaum etwas zu tun.

Friedrich Pohlmann, Brombergstr. 8A, 79102 Freiburg im Breisgau.



Volker Ullrich, Adolf Hitler. Biographie, Band 2: Die Jahre des Untergangs 1939–1945, Frankfurt a. M. 2018 (S. Fischer Verlag), 983 S.

Fünf Jahre nach dem ersten Band seiner voluminösen Hitler-Biografie hat der langjährige Leiter des Ressorts „Politisches Buch“ der Hamburger „Zeit“ nunmehr den zweiten Band vorgelegt. In der Einleitung zum ersten Band unter dem Titel „Die Jahre des Aufstiegs 1889–1939“ hatte Volker Ullrich den Schwerpunkt seiner Darstellung skizziert: Er wolle die Persönlichkeit Hitlers, die in anderen eher struktur- und sozialgeschichtlich pointierten Lebensbeschreibungen des deutschen Diktators „bemerkenswert blass bleiben musste, wieder in den Mittelpunkt“ rücken. Dabei gelte es, seine „eigentümliche Doppelnatur – das Nebeneinander von gewinnenden und kriminellen Energien“, seine „unbestreitbar großen Begabungen und Talente“ wie auch seine „tiefsitzenden Komplexe und Affekte“ aufzuzeigen, mit dem Ziel, den vielfach bis heute in der Literatur wie im öffentlichen Diskurs nachwirkenden Hitler-Mythos „zu dekonstruieren“ (Band 1, S. 21). Um es vorwegzunehmen: Auch in diesem zweiten Band, in dem – bedingt durch die enorme Dynamik der Kriegsjahre – viel mehr noch als im ersten die Phasen größten Erfolgstaumels mit denen massivster Rückschläge in dichter zeitlicher Folge wechseln, ist Ullrich seiner zu Anfang erklärten Zielstellung treu geblieben. Gerade in dieser sechsjährigen Periode zwischen 1939 und 1945 liefert uns das zeitlich hochkomprimierte Auf und Ab der politischen und militärischen Entwicklung einen besonders prägnanten Eindruck von der Persönlichkeit des „Führers“, seinen körperlichen wie mentalen Stärken und Schwächen

sowie seiner charakterlichen Disposition und seinen sozialen Verhaltensweisen im ständigen Wechselbad der Gefühle. Dazu bedarf es nun mal, wie Ullrich eingangs seiner Biografie ausgeführt hat, eines Ansatzes, Hitler „als menschliches Wesen zu zeichnen“ und ihn in den unterschiedlichsten Situationen privater wie öffentlicher oder halböffentlicher Natur im ständigen Wechsel „zwischen Berlin, München und dem Obersalzberg“ (S. 485), ergänzt um die Auftritte in seinen diversen „Führerhauptquartieren“, so präzise wie möglich zu zeichnen.

In insgesamt 18 weitgehend chronologisch angelegte Einzelkapitel gegliedert, präsentiert uns der Autor seinen Stoff von der „Entfesselung des Zweiten Weltkriegs“ bis zum „Ende im Bunker“. Ein erster inhaltlicher Block reicht von „Polen 1939/40“ bis zum „Strategischen Patt“ der Jahreswende 1940/41. Dem folgt ein gleichfalls dreigegliedertes Block, beginnend mit dem „Unternehmen Barbarossa“, sodann der „Kriegswende 1941/42“ und dem „Weg in den Holocaust“. „Stalingrad oder der Kampf ums Öl“ eröffnet als achttes Kapitel den Weg in den Untergang des „Führers“ und seines Regimes, was in den drei folgenden Abschnitten, „Totaler Krieg und Volksgemeinschaft“, „In der Defensive“ sowie „Unternehmen ‚Overlord‘ und Operation ‚Bagration‘“ seine Fortsetzung und militärgeschichtliche Spezifizierung findet. Gewissermaßen ein Sonderkapitel bildet „Der 20. Juli und seine Folgen“. Die restlichen Kapitel widmen sich – hier nimmt Ullrich den Faden aus dem ersten Band im Besonderen auf – schwerpunktmäßig der Persönlichkeit des Diktators in den unterschiedlichsten Kontexten seines durch das immer näher rückende Inferno zunehmend getriebenen Agierens: „Die Berghof-Gesellschaft im Krieg“ – „Letztes Aufbäumen“ – „Der Verfall eines Diktators“ und „Die Inszenierung des Untergangs“. Den Abschluss bildet ein 30 Seiten starkes Schlusskapitel unter der Überschrift: „Hitlers Platz in der Geschichte – eine Bilanz“. Über 40 Fotos und gut ein halbes Dutzend Karten zur militärischen Entwicklung an den Kriegsfrenten in Ost und West ergänzen den Band. Hinzu kommt ein 150 Seiten umfassender Anmerkungsapparat, der das Werk als auf dem letzten Stand der Forschung ausweist.

Volker Ullrich hat, daran kann kein Zweifel herrschen, ein profundes, ja eindrucksvolles Werk über den deutschen Diktator vorgelegt, das die Konkurrenz mit anderen, ähnlich umfangreichen Biografien mühelos besteht, ja diese sogar übertrifft. Dabei muss seine erklärt personalistische, die Psyche in den Blick nehmende Perspektive auf seinen biografischen Gegenstand stets im Auge behalten werden, ohne dass dabei der Zusammenhang mit den so schnell wechselnden politischen und militärischen Konstellationen der Kriegsjahre aus dem Blick gerät: jenem „komplexen Wechselspiel zwischen der Zentrale in Berlin und den an der Peripherie des deutschen Herrschaftsbereichs operierenden Einheiten von SS, Polizei und Wehrmacht“ (S. 10), das uns der Autor stets vergegenwärtigt.

Wie nahezu unvermeidlich bei einem (Gesamt-)Werk von rund 2000 Seiten Umfang bleiben, auch auf den zweiten Band bezogen, einige kritische Rückfragen an den Autor. In seinem umfänglichen Kapitel über den „Weg in

den Holocaust“ zitiert er Heinrich Himmlers Eintrag in dessen Dienstkalender vom 18. Dezember 1941, wonach die Juden „als Partisanen auszurotten“ seien. Deutet er dies als eine pseudovölkerrechtliche Pauschalformel, wonach sämtliche Juden im deutschen Machtbereich kollektiv und unterschiedslos als de facto kriegführende Nichtkombattanten („Franktireurs“) gegen Deutschland zu behandeln seien, was auf die bevorstehende „Wannsee-Konferenz“ hinweisen würde? Oder versteht er den Eintrag eher im Sinne Peter Longerichs in dessen Himmler-Biografie, der den kryptischen Eintrag im Zusammenhang mit der kriegsschauplatzbezogenen Partisanenbekämpfung in Russland deutet,¹ die sich Himmler an dieser Stelle „lediglich noch einmal bestätigen lassen wollte“? Offenkundig tendiert Ullrich in dieser Frage eher zu der universalistischen Deutung Christian Gerlachs im Sinne einer wie auch immer artikulierten Grundsatzentscheidung Hitlers in dieser Sache als zu jener in den 1980-Jahren so stark diskutierten funktionalistischen Tat- und Tätertheorie. „Ein solches Signal gab Hitler“, so lesen wir bei Ullrich, „offenbar erst in der [Reichs- und Gauleiter-]Besprechung vom 12. Dezember 1941 in Berlin im Anschluss an seine Kriegserklärung an die USA. Ein weiteres Problem betrifft die Frage nach der Rationalität der Entscheidungen Hitlers auf militärisch-operativem Gebiet in der späten Kriegsphase. Wir lesen: „Seine sturen Haltebefehle und die unsinnigen Versuche, mit der Schlacht von Kursk 1943 und der Ardennenoffensive 1944 [man könnte auch die Budapest-Offensive vom März 1945 noch ergänzen; M. Z.] das Geschick noch einmal zu wenden, entsprachen der Mentalität des Vabanquespielers, der immer um den höchsten Einsatz gewürfelt hatte“ (S. 687). Doch hatten diese zum Teil gegen den Rat seiner Fachmilitärs durchgesetzten Entscheidungen Hitlers nicht doch eine Rationalität für sich, wie Ullrich an anderer Stelle anzudeuten scheint (S. 352)? Denn was nutzt ein langsames Aufzehren der letzten verbleibenden Ressourcen in der operativen Defensive, wenn dadurch die eigene Agonie bestenfalls hinausgezögert wird, anstatt noch einmal entschlossen und offensiv alles zu riskieren, solange es die eigenen, stetig schwindenden Kräfte noch zulassen?

Eine weitere Frage betrifft Hitlers politische Fernziele. War das 1938 geschaffene „Großdeutsche Reich“ „nur das Sprungbrett für ein noch größeres, ein ‚Großgermanisches Reich‘ und dieses wiederum nur eine Vorstufe auf dem Weg zur angestrebten Weltherrschaft“ (S. 686, vgl. S. 7)? Rechnete Hitler mit einer solchen noch zu seinen Lebzeiten oder – wenn überhaupt – bestenfalls in zwei bis drei Generationen nach ihm (Zitat: „Ausweitung unseres Lebensraums im weitesten Sinne“, ebd.), wenn die deutsche Bevölkerungszahl bis dahin auf 250 Millionen angewachsen sein sollte, die dann erst „die Früchte der nationalsozialistischen Expansionspolitik ernten könnten“ (S. 346)? Eher konterkariierend dazu erscheint ein Zitat Hitlers, das uns Ullrich auf Seite 434 präsentiert

1 Vgl. Peter Longerich, Heinrich Himmler. Biographie, München 2008, S. 571.

(Entscheidung jetzt, da kein Größerer mehr nach ihm komme, vgl. dazu jedoch S. 109). Hier wäre eine Positionierung des Autors im Urteil zu dieser von so vielen Widersprüchlichkeiten gekennzeichneten Frage wünschenswert gewesen.

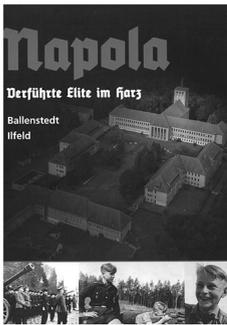
Doch konzentrieren wir uns auf die Persönlichkeit des Diktators, der Volker Ullrich erklärtermaßen einen Großteil seiner Aufmerksamkeit widmet, wobei er dem Leser eine stattliche Anzahl von durchaus widersprüchlichen Beobachtungen und Aussagen sowohl aus Hitlers engerer Entourage als auch aus seinem zivilen wie militärischen Funktionspersonal präsentiert. Der Autor konstatiert u. a. „einen völligen Mangel an Selbstkritik und die Neigung, für jeden Misserfolg einen Schuldigen zu finden“ (S. 577), des Weiteren dass „er es mit den Fakten nicht genau nahm beziehungsweise diese auf sehr eigenwillige Weise interpretierte“. Nicht die Wahrheit zählte, sondern die „maximale Steigerung der Affekte“ (S. 669). Damit korrelierte ein blinder „Hang zur Selbstüberschätzung“ (S. 133), verbunden mit einem Verlust der Selbstbeherrschung und einem im Laufe der Zeit gesteigerten Rückfall „in den vulgären Jargon der Kampfzeit“ (S. 579). Hitler, dem ein „eigentümlicher mündlicher Führungsstil“ eigen war, sei nicht dazu zu bewegen gewesen, „sich in seiner Sprache zu mäßigen“, zitiert Ullrich eine Aussage Albert Speers, und habe „im Gegenteil die Tonart immer weiter verschärft“ (S. 578). Unterhalb der „Führerebene“ habe sich unter den Funktionsträgern eine „ständige Wettbewerbsdynamik“ (S. 671) entfaltet, die das Personalkarussell in immer schnellere Umdrehungen versetzte. Auf dem Höhepunkt seiner Massenwirkung habe Hitler als in diversen Rollenfächern geübter „Performancekünstler“ und „instinktsicherer Populist“ dem „Anforderungsprofil der Mediengesellschaft“ deutlich mehr entsprochen als seine politischen Konkurrenten (S. 669) und, fast nebenbei bemerkt, „das Leiden menschlicher Wesen interessierte ihn nicht“ (Zitat Bernd Freytag von Loringhovens, S. 580). Beim Lesen solcher auf Persönlichkeitseigenschaften abhebenden Passagen kommen dem Rezensenten – man mag sich dieser Parallele verschließen oder auch nicht – unwillkürlich die (welt-)politisch agierenden Populisten unserer Tage in den Sinn, was, vorsichtig gesagt, den heutigen Zeitbetrachter nicht gerade hoffnungsvoll zu stimmen geeignet erscheint.

Einseitig bis nahezu unfair erscheint Ullrichs kurze Reminiszenz speziell zur Person Carl Friedrich Goerdelers im Kontrast zum Kreisauer Kreis in seinem Kapitel über den deutschen Widerstand („Der 20. Juli und seine Folgen“), wo dem Leipziger Ex-Oberbürgermeister mit Verweis auf seine Denkschriften aus der Haft vom Herbst 1944 „antisemitische Vorurteile“ attestiert werden. Bekanntlich schrieb der damals bereits zum Tode Verurteilte um nicht weniger als sein Überleben in der verzweifelten Hoffnung, durch seine an das Regime adressierten, ellenlangen innenpolitischen Denkschriften am Ende doch noch dem Galgen entkommen zu können. Die im Kontrast dazu so hochgelobten Kreisauer waren keine Umsturzgruppe wie der Kern des „20. Juli“, sondern beschränkten sich, zur Tat weder bereit noch fähig, auf das visionäre Plänemachen für eine weit entfernte Zukunft. Darüber hinaus waren sie nach dem Urteil

Eugen Gerstenmaiers weitaus entschiedener antiparlamentarisch ausgerichtet als Carl Friedrich Goerdeler und der „20. Juli“.

In seinem Schlusskapitel über „Hitlers Platz in der Geschichte“ diskutiert Ullrich die Frage nach Hitler und seinem „Dritten Reich“ als „logischem Endpunkt eines von Grund auf verfehlten deutschen Sonderwegs“ (S. 678 f.) oder – alternativ – als einem „historischen Zufall“ und einer Art „Betriebsunfall“, der gleichsam „wie ein Außerirdischer über die Deutschen gekommen“ sei (ebd.). Sein ambivalentes Fazit lautet, Hitler sei gemäß geschichtswissenschaftlich „fragwürdiger Erklärungsmuster“ keineswegs ein „Betriebsunfall“ gewesen, sondern „gehört [...] tief in die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hinein“. Jedoch gelte wegen der Präzedenzlosigkeit seines ideologischen Fanatismus und der daraus resultierenden monströsen Verbrechen: „Hitlers Herrschaft stand in der Kontinuität der deutschen Geschichte und sie bedeutete zugleich eine fundamentale Zäsur“ (S. 683). Auch an diesem Punkt hätte man sich ein etwas mutigeres und pointierteres Urteil jenseits eines quasi gleichgewichtigen „sowohl als auch“ gewünscht. Die kritisch nachfragenden Einwände sollen jedoch nicht die eindrucksvolle Leistung des Biografen schmälern oder gar infrage stellen. Volker Ullrich ist mit seinem fast 2 000 Seiten umfassenden Zweibänder zu Leben und Persönlichkeit Adolf Hitlers ein großer Wurf gelungen, dessen Lektüre vorbehaltlos zu empfehlen ist.

Manfred Zeidler, Böttgerstr. 2, 60389 Frankfurt a. M.



Wolfgang Schilling (Hg.), Napola. Verführte Elite im Harz. Ballenstedt - Ilfeld, Blankenburg 2018 (Grafisches Zentrum Cuno GmbH & Co. KG), 272 S.

Das Cover des Buches ist unbenommen ein Blickfang. Es zeigt die Luftaufnahme einer ehemaligen Napola, gelegen bei Ballenstedt im Harz. Bei dem riesigen Gebäudekomplex mit den als gespiegelten S-Runen¹ stilisierten Seitengebäuden handelt es sich um den einzigen Neubau, der während der NS-Zeit für die Einrichtung einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt (NPEA) bzw. Nationalpolitischen Lehranstalt (Napola) errichtet wurde. Die Autoren des reich bebilderten Bandes über frühere Napolas in Sachsen-Anhalt und Thüringen haben für ihre Ausführungen nicht nur auf Archivmaterialien und Literatur zurückgegriffen, sondern auch Memoiren ehemaliger Napola-Schüler genutzt und mit einer Reihe

1 Die einfache S-Rune, die Siegrune, war das Emblem des Deutschen Jungvolkes in der Hitler-Jugend.

von ihnen Interviews geführt. Entstanden ist ein in vielerlei Hinsicht aufschlussreiches Buch: Zum einen wird ein differenziertes Bild von den durchaus unterschiedlichen Napolas gezeichnet; zum anderen rückt vor dem Hintergrund von Bildungsstrukturen und Erziehungszielen vor allem der Alltag an den Schulen in den Mittelpunkt. Eindrucksvoll beschreiben die Autoren den Alltag sowohl der Napola-Schüler als auch den ihrer Erzieher. Die „Jungmänner“, wie die Zöglinge an diesen Internatsschulen genannt wurden, sollten Teil der künftigen Eliten im nationalsozialistischen Staat, in der Wirtschaft und im Militär werden, doch viele von ihnen überlebten den Zweiten Weltkrieg nicht.

Im ersten Kapitel beschreibt Wolfgang Schilling die Ziele der NPEAs und deren Umsetzung. Zur Stabilisierung des Regimes galt es, insbesondere junge Menschen zu begeistern – entsprechende Bildungsanstalten entstanden, darunter die Napolas. Durch sie sollte der neue „kämpferische Menschentyp“ geformt und bereitgestellt werden, der als politisch geschulter Nationalsozialist vorbehaltlos für das angeblich Jahrtausende währende „Dritte Reich“ eintrat. Die ersten drei Napolas wurden bereits im Frühjahr 1933, an Hitlers Geburtstag, eröffnet.

Der Erziehungspraxis in den Napolas diente ein streng geregelter Tagesablauf, der Disziplin, Ordnung und Gemeinschaft sichern sollte. Der „Dreiklang Dienst, Unterricht und weltanschauliche Schulung“ bestimmte das Internatsleben maßgeblich. Der Lehrplan entsprach zwar dem damaliger Oberschulen mit Abitur; darüber hinaus nahmen jedoch „Leibesübungen“ und Wehrsport, das heißt die „Erziehung zum Soldatischen“, einen großen Raum ein. Die einzelnen Napolas unterschieden sich dabei durchaus in ihren schulischen Anforderungen – manche knüpften an Traditionen humanistischer Gymnasien an, versuchten sie so lange wie möglich zu bewahren; bei anderen standen eher wehrsportliche Ertüchtigung und weltanschauliche Schulung im Vordergrund.

Mittels eines strengen dreistufigen Verfahrens, nicht zuletzt durch eine mehrtägige Aufnahmeprüfung an den Napolas selbst, wurden die „Jungmänner“ ausgewählt. Danach verbrachten sie die entscheidenden Jahre des Heranwachsenden zu jungen Männern „fern von ihrer Familie, Freunden und der Heimat in einer Gemeinschaft, die sich in einer permanenten Wettkampfsituation befand“ (S. 30f.). Am schlimmsten an den Napolas war der Gruppendruck innerhalb der Schülerschaft. Doch es konnten auch sehr persönliche Beziehungen entstehen, sowohl unter den „Jungmänner“ als auch zwischen den Erziehern und den Kindern bzw. Jugendlichen; mitunter waren die Erzieher auch eine Art Elternersatz. In der Regel galt es als vorausgesetzt, dass die Erzieher von der nationalsozialistischen Ideologie überzeugt waren, doch sie agierten entsprechend ihrer Charaktere und ihrer konkreten politischen Einstellungen sehr unterschiedlich.

In einem Kapitelabschnitt geht Söhnke Streckel näher auf den Umgang mit dem Thema „Sexualität“ in den Napolas ein. Im Biologieunterricht gab es keine Sexualaufklärung, stattdessen Vererbungslehre, Rassenkunde, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. Ehemalige „Jungmänner“ meinen im Rückblick, sie hätten durch die Zeit an den Napolas die „schlimm-schöne Zeit der Pubertät“ verpasst (S. 56). Doch die NPEAs waren keine Orte der Asexualität. Neben

sexuellen Übergriffen von Erziehern auf Schüler kam es auch zu homosexuellen Handlungen unter den Jungen. Diejenigen, die man homosexueller Praktiken überführt hatte, wurden von ihren Kameraden verprügelt und anschließend meist der Anstalt verwiesen. Streckel kam letztendlich zu dem Schluss: „Die Napola kann als eine Institution charakterisiert werden, die ihre Zöglinge überversorgt und gleichzeitig entmündigt hat“ (S. 64). Hinzu kam, dass viele Erzieher und Lehrer ihre Schüler bis zur physischen Erschöpfung forderten.

Im zweiten Kapitel beschreibt Wolfgang Schilling neben den Rivalitäten um die Kontrolle über die Napolas zwischen SA und SS die räumliche Ausdehnung der Erziehungsanstalten, nach 1939 auch in den besetzten Gebieten. 1941 bis 1943 entstanden 15 neue Napolas. Während es 1941 30 NPEAs im Deutschen Reich gab, existierten 1945 schließlich 40 Napolas, darunter drei für Mädchen. Auf besetztem Gebiet folgte man dabei der menschenverachtenden Idee, „gut-rassige Elemente“ in das „deutsche Herrenvolk“ zu integrieren.

Im dritten Kapitel geht Karl-Heinz Meyer ausführlich auf die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Anhalt in Ballenstedt ein. 1934 als erste Napola außerhalb Preußens eröffnet, nutzte sie zuerst die umfangreichen Schul-, Internats- und Wirtschaftsgebäude des vormaligen Wolterstorff-Gymnasiums im Ort. Die Schüler stammten aus allen Regionen des Deutschen Reiches und waren die „Auslese durch die Erziehschaft“ der Volksschulen und der Anstalten. Ein Merkblatt beschrieb den künftigen „Jungmann“: „Der Junge soll körperlich völlig gesund, rassistisch einwandfrei, charakterlich sauber und für das Gemeinschaftsleben geeignet sowie gut begabt sein“ (S. 107). Meyer interpretierte die Auswirkungen dieses Anspruchs wie folgt: „Menschlichkeit, Toleranz, Barmherzigkeit und christliche Werte waren Fremdwörter. Diese Bildung und Erziehung kulminierte in rassistischen Diskriminierungen und einem propagandistisch forcierten Gefühl der rassistischen Überlegenheit und war eine Grundlage für die gnadenlose Ausgrenzung und Vernichtung all derer, die nicht zur Volksgemeinschaft gehören sollten“ (S. 114 f.). Als wichtigste Erziehungsziele galten das Erlernen des nationalsozialistischen Ideengutes und eine soldatische Ausbildung. Im Rückblick meint ein ehemaliger „Jungmann“: „Wir haben schulisch herzlich wenig gelernt, wie sich später für mich herausstellte“ (S. 118). Das Anstaltsleben war auch in Ballenstedt geprägt von Härte und Gehorsam sowie von einem minutiös verplanten Tagesablauf; Freizeit war eng begrenzt.

Für den Neubau auf dem Großen Ziegenberg, der auf dem Buchcover zu sehen ist, wurde 1936 der Grundstein gelegt. Es entstand ein monströses Gebäude mit gigantischer optischer Wirkung, in dem 1942 der Unterricht aufgenommen wurde. Mit dem Krieg wurde auch die Ballenstedter Napola immer mehr zur Eliteschmiede für die Wehrmacht und die Waffen-SS. Hiesige „Jungmänner“ kamen überwiegend als Luftwaffenhelfer in der Umgebung von Stettin zum Einsatz. Am 18. April 1945 nahmen die Amerikaner Ballenstedt ein; einen Tag später verließen die letzten Schüler in Zivilkleidung die Anstalt. Zuvor hatten die Wehrdienstpflichtigen der ältesten Züge eine unzureichende militärische Ausbildung erhalten und waren in verschiedenen HJ-Bataillonen

eingesetzt worden – mit katastrophalen Folgen. Dem unsinnigen Widerstand gegen die alliierten Truppen fielen allein im Umfeld von Ballenstedt sieben Napola-Schüler zum Opfer.

Im vierten Kapitel stellen Friedhart Knolle und Wolfgang Schilling die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Ilfeld vor. Das 1546 gegründete Gymnasium für evangelische Jungen, eine Klosterschule, wurde 1934 zur Napola. Anfangs versuchte die Ilfelder Erziehungsanstalt Traditionen der Klosterschule zu bewahren. So setzte sie den Schüleraustausch mit Großbritannien und den USA fort, behielt die morgendlichen Andachten bei und gestattete auch den Kirchgang. Veränderungen traten jedoch sehr schnell ein: „Neben der Morgenandacht fand ein Fahnenappell mit Tageslosungen statt, dazu zitierte man vaterländische Sprüche“ (S. 171). 1937 wurden frühere Gepflogenheiten gänzlich eingestellt. Dennoch behielt Ilfeld gegenüber anderen Napolas den Ruf eines höheren Leistungsniveaus in den alten Sprachen und den sogenannten ethischen Fächern. Dagegen waren die Schüler dieser Einrichtung bei sportlichen Vergleichswettkämpfen in ihren Leistungen nicht unter den besten. Als im Zweiten Weltkrieg große Teile des Erzieherkorps zur Wehrmacht kamen, entstand in den Napolas eine prekäre Situation – aufgrund des Lehrermangels wurden manche Fächer nicht mehr unterrichtet; zivile Lehrer übernahmen den Unterricht, Ehefrauen der Erzieher dienten als Hilfslehrer. Das zu dieser Zeit erworbene „Notabitur“ wurde nach dem Zweiten Weltkrieg häufig nicht anerkannt.

Im fünften Kapitel beschreibt Söhnke Streckel die Napolas in Naumburg und Schulpforta. Auch das älteste und renommierteste humanistische Internatsgymnasium Deutschlands, die Landesschule Zur Pforte bei Naumburg, wurde 1935 in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt umgewandelt. Bewahren konnte sich die Schule den altphilologischen Lehrplan – Griechisch und Latein wurde fast bis zum Kriegsende gelehrt, wenn auch ideologisch durchdrungen. Beibehalten wurden auch einige identitätsstiftende Portenser Traditionen, wozu die Ecce-Feier, das Martinigänseessen und das Schulfest gehörten. In einem letzten Kapitel des Buches geht es schließlich um die Folgen für die ehemaligen Napola-Schüler nach dem Krieg.

Eine grundsätzliche Frage bleibt nach der Lektüre im Raum: Waren die Schüler der Erziehungsanstalten tatsächlich nur durch die nationalsozialistische Weltanschauung verführte Kinder und Jugendliche, wie es der Buchtitel suggeriert? Zustimmend zu dieser These wird im vorliegenden Buch Horst Ueberhorst zitiert, der selbst Napola-Schüler war und 1969 eine Dokumentation zu den Erziehungsanstalten veröffentlicht hatte: „Diese tragische Verblendung, von der die gesamte junge Generation erfasst wurde, bestand darin, dass der gute Wille und die Tatbereitschaft der Jugend in ideologisch gefährliche Bahnen gelenkt, dass ihr ‚Denken‘ zunächst ‚verführt‘ wurde, um dann in den Dienst einer verbrecherischen Machtpolitik gestellt zu werden. Die Jugend konnte dies nicht erkennen, weil die von Hitler ausgehende Faszination und seine suggestiven Kräfte, durch eine zielgerichtete Propaganda noch verstärkt, ein kritisches und freies Urteil verhinderten“ (S. 99).

Besaßen die Napola-Schüler tatsächlich keine Spielräume für selbstbestimmtes Denken und Handeln? Kinder und Jugendliche sind in Diktaturen und Kriegen nicht nur Opfer oder passive Objekte, nicht nur stumme bzw. unkritische Zeugen der Taten von Erwachsenen, sondern ebenfalls nachdenkende, (mit) handelnde, partizipierende und erlebende Akteure ihres Umfeldes.² Als Opfer nationalsozialistischer Indoktrination und Leidtragende des deutschen Angriffskrieges waren die Kinder und Jugendlichen aber zugleich auch Teil des NS-Systems und der verbrecherischen Welt, die sie umgab. Das traf auch auf die „Jungmannen“ in den Napolas zu, was fast am Ende des Buches auch unmissverständlich eingeräumt wird. An dieser Stelle ist die Rede davon, dass die Erzieher und Zöglinge die nationalsozialistischen Ideale mitgetragen haben.

Mit Sicherheit war es für viele „Jungmannen“ und ihre Eltern eine große Ehre, als sie bzw. ihre Kinder Napolas besuchen durften. Doch eine Reihe von Kindern und/oder deren Eltern entschieden sich gegen den (weiteren) Besuch einer solchen Erziehungsanstalt. Rolf Schilling beispielsweise hielt es nur neun Wochen an der Napola in Ballenstedt aus, da nach seinen eigenen Worten sämtlicher Unterricht und jegliche Erziehung rein militärisch aufgezogen waren. Von 82 Schülern des ehemaligen Internatsgymnasiums Schulpforta, die sich einer Aufnahmeprüfung für die hier etablierte Napola unterziehen durften, nahmen 64 teil – 18 wurden angenommen; 18 traten jedoch gar nicht erst an. An der Napola in Ilfeld galt das Prinzip „Jugend führt Jugend“, was den Älteren die Möglichkeiten bot, relativ eigenständig Jüngere zu führen, sie zu fördern, zu beraten. Als mit der herannahenden Front im April 1945 Tiefflieger über Ballenstedt auftauchten, lief ein „Jungmann“ verbotener Weise, doch auf eigene Entscheidung hin, auf den Schulturm und schoss mit seinem Karabiner auf die Flugzeuge. Die Liste an Beispielen von selbstbestimmten Handlungen der Kinder und Jugendlichen – aus den unterschiedlichsten Intentionen heraus – ließe sich noch fortsetzen. Dieser grundsätzliche Einwand, dass es sich bei den „Jungmannen“ nicht nur um von der nationalsozialistischen Ideologie verführte Jungen handelte, sondern um mitunter eigenständig agierende Akteure, schmälert allerdings keineswegs den Gesamteindruck des Buches.

Francesca Weil, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung an der TU Dresden, 01062 Dresden.

2 Vgl. Lu Seegers, Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa sechzig Jahre nach Kriegsende. 14.4.-15.4.2005. Frankfurt am Main (Tagungsbericht). In: H-Soz-Kult vom 1.5.2005; Jürgen Zinnecker, Einleitung. In: Hans-Heino Ewers/Jana Mikota/Jürgen Reulecke/Jürgen Zinnecker (Hg.), Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, Weinheim 2006, S. 11–17, hier 12.



Maik Fielitz/Nick Thurston (eds.), *Post Digital Cultures of the Far Right. Online Actions and Offline Consequences in Europe and the US*, Bielefeld 2019 (Transcript Verlag), 210 S.

Zunächst wirkt die Verbindung von rechtsextremen, rückwärtsgewandten Inhalten und einem technologisch-progressiven, modernen Medium wie dem Internet, präziser, dem Web 2.0 beziehungsweise den Sozialen Medien, stark anachronistisch. Wirft man jedoch einen detaillierteren Blick auf die Entwicklung dieser Beziehung, wird deutlich, dass die rechtsextreme Bewegung und ihre (Sub-)Szenen fast immer auf der (technischen) Höhe der Zeit waren, beginnend mit einfachen Infotelefonen bis zur heutigen hypermedialen Vernetzung.¹ Die Herausgeber des Sammelbandes, der Politologe Maik Fielitz vom Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg und der an der School of Fine Art, History of Art and Cultural Studies in Leeds lehrende Künstler Nick Thurston, setzen an diesem Punkt an. Der Untersuchungsrahmen des Bandes umfasst die Verbindung zwischen Online- und Offlineaktivitäten der extremen Rechten. Es werden Interaktionsmuster verschiedener Akteure aufgedeckt, Kommunikationsstrategien transparent gemacht und mögliche Gegenmaßnahmen aufgezeigt. Der Sammelband umfasst 14 Beiträge, unterteilt in einen konzeptionellen Grundlagenbeitrag sowie die Sektionen „Analyzing“ (sieben Beiträge) und „Unmasking“ (sechs Beiträge). Die Herausgeber betonen, es sei nicht ihr Ziel, eine vollständige Untersuchung und Erfassung des Phänomens im Sinne eines Handbuchs zu leisten. Vielmehr soll anhand konkreter Beispiele eine anwendungsorientierte Problembehandlung für Wissenschaft und Praxis vorgelegt werden, die sowohl ein kritisches Bewusstsein schafft, als auch weitere Forschung und Austausch anregt.

Im Einführungsbeitrag (Stephen Albrecht/Maik Fielitz/Nick Thurston) werden die für den Band zentralen Konzepte und Begriffe, vor allem Postdigitalität und extreme Rechte, erläutert. Die Rahmenlegung wird durch die Einbettung in den gesellschaftlichen Kontext, die globalen Erfolge der rechtsextremen Bewegung, vervollständigt. Der Beitrag ermöglicht es den übrigen Autoren, auf diesen Rahmen zurückzugreifen und nur auf die jeweiligen konzeptuell-terminologischen Abweichungen und gegebenenfalls auf eigene theoretische und methodische Spezifika einzugehen. Die Beiträge zur digitalen Vernetzung der rechtsextremen Akteure (Marc Tutters, Rob May/Matthew Feldman und Caterina Froio/Barath Ganesh) analysieren auf jeweils eigene Weise wie (digitale) Popkultur und die digitale Infrastruktur gekapert und für eigene Zwecke ver-

1 Vgl. Stefan Glaser/Thomas Pfeiffer/Christiane Yavuz, #hassimnetz: Frei – sozial – multimedial. Entwicklungslinien rechtsextremer Online-Präsenzen. In: Stefan Glaser/Thomas Pfeiffer (Hg.), *Erlebniswelt Rechtsextremismus. Modern – subversiv – hasserfüllt. Hintergründe und Methoden für die Praxis der Prävention*, Bonn 2017, S. 104–117, hier 104.

wendet werden. Joan Donovan, Becca Lewis und Brian Friedberg gehen noch einen Schritt weiter und zeigen auf, wie flexibel die rechtsextreme Bewegung ist, wenn sie von Mainstream-Plattformen wie Facebook (partiell oder temporär) verbannt wird. Mit einer eigenen Infrastruktur ist die Bewegung in der Lage, ihre Aktivitäten mit eigenen Portalen aufrechtzuerhalten, aber auch jederzeit auf die Mainstream-Plattformen zurückzukehren. Zuletzt werden, wie der Titel des Bandes verrät, auch die Rückbindungen und Effekte der digitalen Mobilisierung sowie des Communitybuildings auf die Offline-Aktivitäten (an den Beispielen Ungarn, Deutschland und Polen) analysiert (Philipp Karl, Lynn Berg, Kaja Marczevska), wengleich der Beitrag von Kaja Marczevska zu polnischen Fanzines in diesem Kontext anachronistisch wirkt. Insgesamt ergibt sich für die „Analyzing“-Sektion ein schlüssiges, zum Konzept des Bandes kongruentes Bild der Kommunikations- und Mobilisierungsstrategien der extremen Rechten im postdigitalen Zeitalter. Über den theoretischen Rahmen hinaus verbindende oder vergleichende Elemente hätten die einzelnen Beiträge sowie die gesamte Sektion deutlich aufwerten können.

Die zweite Sektion „Unmasking“ ist deutlich heterogener und folgt nur bezüglich der ersten beiden Beiträge (Cynthia Miller-Idriss und Lisa Bogerts/Maik Fielitz) einem roten Faden. Diese Beiträge widmen sich der Analyse und Entschlüsselung der Zeichen- und Symbolsprache sowie den entsprechenden Camouflage- beziehungsweise Mimikry-Techniken der extremen Rechten. Der Rest der Beiträge fügt sich nur bedingt (Julia Ebner) oder gar nicht (Alina Darmstadt/Mick Prinz/Oliver Saal, Gregory Sholette und Nick Thurston) in die Ausrichtung der Sektion ein, was ihrer Qualität jedoch nicht abträglich ist. So wäre der Beitrag zu Desinformationskampagnen und Hassrede (Alina Darmstadt/Mick Prinz/Oliver Saal) in der „Analyzing“-Sektion deutlich besser aufgehoben, da er Kommunikations- und Mobilisierungsstrategien behandelt. Julia Ebner entwickelt ein Rahmenkonzept in vier Schritten („Predicting the trends, understanding the audiences, building an anti-hate coalition, and testing new intervention approaches“, S. 176), mit dem rechtsextreme Kommunikationsstrategien erkannt werden können, um ihnen wirksam entgegenwirken zu können. Die abschließenden Beiträge (Gregory Sholette und Nick Thurston) liegen mit ihrem kunst- und kulturwissenschaftlichen Ansatz quer zur Mehrheit der sozial- und kommunikationswissenschaftlichen Beiträge. Dadurch stellen sie nur einen geringen Bezug zu den vorstehenden Beiträgen her und dienen offenbar auch inhaltlich eher eigenen Zwecken. Die „Unmasking“-Sektion ist extrem heterogen ausgestaltet und lässt Bezüge zum Konzept des Bandes beziehungsweise zur Sektion vermissen.

Insgesamt ist es den Herausgebern dennoch gelungen einen hochaktuellen und erkenntnisreichen Sammelband zu den Kulturen der extremen Rechten im postdigitalen Zeitalter zusammenzustellen. Der Einführungsbeitrag und die „Analyzing“-Sektion sind sowohl klar strukturiert als auch inhaltlich und methodisch konsistent. Die „Unmasking“-Sektion erscheint hingegen diffuser. Eine klare Linie ist hier nicht immer erkennbar, wengleich die Herausgeber auf die weiter gefasste inhaltliche Klammer dieser Sektion hinweisen. Das Gesamtwerk

hätte durch eine feingliedrigere Unterteilung und Restrukturierung der „Unmasking“-Sektion, eine entsprechende, präzisere Sektionstitelauswahl und den Verzicht auf die kultur- und kunstwissenschaftlichen Perspektiven eine deutliche Aufwertung erfahren. Alternativ hätten die Herausgeber gänzlich auf eine Unterteilung verzichten können, dafür jedoch einen einheitlichen Analyserahmen für die einzelnen Beiträge (beispielsweise: Problemstellung – Analyse – Gegenstrategien) entwickeln können. Die Mehrheit der Beiträge überzeugt aber durch eine klare Struktur, eine prägnante Einführung in den jeweiligen Gegenstandsbereich, eine mehr oder weniger detaillierte theoretische Fundierung, die Darlegung des Untersuchungsmaterials, stringente Argumentationsmuster und sachorientierte Schlussfolgerungen. Hervorzuheben ist die fast durchgehend gelungene Erläuterung und Anwendung der Terminologie und zentraler Konzepte. Abweichungen von diesen terminologisch-konzeptuellen Leitlinien der Herausgeber innerhalb der anderen Beiträge werden von den jeweiligen Autoren angeführt. Durch einen abschließenden Beitrag, der die Befunde der einzelnen Beiträge im konzeptionellen Rahmen des Einführungsbeitrags erfasst, gebündelt und in den gegebenen Forschungskontext einordnet hätte, wäre der analytische und praktische Wert zweifelsohne noch erhöht worden. Insgesamt überzeugt der Sammelband jedoch durch seine theoriegeleitete und analytische Aufbereitung von praxisnahen Fallbeispielen, die für Wissenschaft und Praxis neue Erkenntnisse bereitstellt.

Maximilian Kreter, Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. an der TU Dresden, 01062 Dresden.



Dirk Jörke/Oliver Nachtwey (Hg.), Das Volk gegen die (liberale) Demokratie (= Leviathan Sonderband 32), Baden-Baden 2017 (Nomos Verlag), 332 S.

Vielen Studien über Populismus wohnte lange ein „moralisierender Gestus“ (S. 8) inne, wie die Herausgeber zu Recht vermerken. Von einer solchen Position ist dieser Sammelband weit entfernt, Populismus wird als schillerndes Phänomen gesehen, nicht nur negativ. Er stärkt zwar die Volkssouveränität, schwächt aber durch das Ausspielen von Volk und Elite die verfassungsstaatliche Komponente der Demokratie.¹ Dirk Jörke, Universität Darmstadt, und Oliver Nachtwey, Universität Basel, präsentieren anspruchsvolle Texte, auch wenn diese nicht alle die eingangs aufgeworfenen – sinnvollen – Fragen zu populistischen Parteien beantworten: „Was motiviert immer mehr Menschen, diese Parteien, die sich gegen die liberale De-

1 Vgl. Yasha Mounk, *Der Zerfall der Demokratie. Wie der Populismus den Rechtsstaat bedroht*, München 2018.

mokratie richten, zu wählen? Um welche Menschen handelt es sich, die für populistische Mobilisierungen offen sind? Sind es die ‚Abgehängten‘ oder haben wir es mit einem ‚Populismus der Mitte‘ zu tun? Warum wenden sich Bürgerinnen und Bürger demokratischer Regime ausgerechnet jenen Parteien zu, deren Programmatik darin zu bestehen scheint, demokratische Institutionen und Werte außer Kraft zu setzen? Droht damit nicht ein erneuter Rückfall in den Faschismus, und wie ließe sich dem entgegenwirken? Inwieweit ist der Anspruch der Populisten, die ‚wahre‘ Stimme des Volkes und damit eine genuin demokratische Kraft zu sein, zurückzuweisen? Wie lässt sich überhaupt das Verhältnis von Demokratie und Populismus fassen? Ist es möglich, zwischen einem schlechten, weil antipluralistischen Rechtspopulismus und einem guten Linkspopulismus, der zu Recht Missstände eines übersteigerten Neoliberalismus anprangert, zu unterscheiden? Oder sind beide Ausprägungen gleichermaßen abzulehnen?“ (S. 7). Leider wird am Ende, wie meist bei Sammelbänden, kein Fazit gezogen, zu welchen Ergebnissen die Politikwissenschaftler, Soziologen und Historiker gelangten.

In dem ersten – ideengeschichtlichen – Teil ragt unter den drei Aufsätzen der des Chicagoer Politikwissenschaftlers John P. McCormick heraus. Dieser sieht Populismus als zweischneidiges Schwert an und warnt vor dessen „Dämonisierung“ (S. 43). Damit bezieht er Stellung gegen die italienische Politikwissenschaftlerin Nadia Urbinati, die das Prinzip der repräsentativen Demokratie in ihrer liberal-demokratisch ausgerichteten Schrift gegen populistische Versuchen vehement verteidigt.² Sie ignoriere dabei ökonomische wie politische Ungleichheiten des Repräsentativsystems und idealisiere die repräsentative Demokratie mit ihrem sozioökonomischen Machtgefälle. McCormick widerspricht deren These, Populismus sei ausschließlich ein rechtes Phänomen. Eine öffentliche Diskussion könne belebend wirken und die politischen Verantwortlichkeiten stärken. McCormick plädiert für eine direkte Bürgerbeteiligung samt „Vergabe wichtiger öffentlicher Ämter nach dem Zufallsprinzip“ (S. 5). Ob dieser Blick zurück in die athenische Vergangenheit aber geeignet ist für die Zukunft?

In den empirischen Teilen 2 („Populismus als Revolte“) und 3 („Populismus als Krisensymptom“), nicht trennscharf voneinander geschieden, fallen besonders zwei Texte auf. Werner Krause, Marcus Spittler und Aiko Wagner, jeweils vom Wissenschaftszentrum Berlin, analysieren Anhänger rechts- und linkspopulistischer Parteien. Auf der einen Seite sind diese durch eine prinzipielle Ablehnung der etablierten Politik gekennzeichnet, auf der anderen Seite durch unterschiedliche Positionen in inhaltlichen Fragen. Rechtspopulisten negieren eine weitere Einwanderung, Linkspopulisten votieren für eine stärkere ökonomische Umverteilung. Sie füllen damit Repräsentationslücken. Mithin spielen Push- und Pullfaktoren gleichermaßen eine Rolle. Und die Herausgeber suchen die Frage zu beantworten, wieso der Rechtspopulismus sozialdemokratischen Parteien derart zusetzt. Diese hätten in den letzten Jahren einen doppelten Wandel vollzogen: zum einen durch Abwendung von einer ökonomischen Umverteilungspolitik, zum anderen

2 Vgl. Nadia Urbinati, *Democracy Disfigured*, Harvard 2014.

durch Hinwendung zu gesellschaftspolitischer Offenheit. Rechtspopulistische Kräfte, immer weniger „neoliberal“ auftretend, konnten von dieser Entwicklung profitieren und sich zu neuen Arbeiterparteien etablieren. Dem ist nicht zu widersprechen. Hingegen fällt die Therapie recht vage aus: „Will die Sozialdemokratie nicht noch mehr Menschen an die Rechtspopulisten verlieren, wird sie wieder Hoffnungen auf eine bessere Welt erzeugen müssen, auch für jene, die ehemals zu ihren Stammwählern zählten“ (S. 183).

In dem vierten – demokratietheoretischen – Teil sind alle drei Beiträge aufschlussreich. Kolja Möller (Universität Bremen), Olaf Jann (Universität Siegen) und Claire Moulin-Doos (Universität Kassel) streiten mit unterschiedlichen Argumenten gegen die Verteufelung populistischer Phänomene. Allerdings vermeiden sie ein plumpes Plädoyer für (linken) Populismus, wie es sich etwa bei der belgischen Demokratietheoretikerin Chantal Mouffe findet.³ Die Kritik am verbreiteten Konsensdenken, das Alternativen aus dem Diskurs auszuschließen sucht, ist berechtigt, weniger hingegen die Schelte gegenüber dem Liberalismus, der oft mit Kapitalismus gleichgesetzt wird.

Der Band, der viele Kenntnisse in der Politischen Theorie voraussetzt, besticht insgesamt durch Originalität. Das Ziel, eine wissenschaftliche Debatte weiterzuführen ohne eine vordergründige moralisierende Verurteilung populistischer Phänomene, ist ebenso erreicht wie eine Erörterung der Frage, ob nicht eine populistische Herausforderung der Demokratie diese stärkt und nicht schwächt. Was gefällt, ist die Sachlichkeit in den meisten Beiträgen. In der Tat kümmert sich der gepflegte Kosmopolitismus zuweilen nicht um Interessen ökonomisch weniger gut gestellter Personenkreise.

Zu Recht heißt es bei Goethes Götze von Berlichingen: „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten“: Bei der Erörterung des Verhältnisses von Populismus und Demokratie wird um den Extremismusbegriff ein Bogen gemacht. Häufig zielen die Attacken auf den (Neo-)Liberalismus. Wenn Populismus gut abschneidet, dann ist es meistens der linke. Und einige Beiträge sind reichlich speziell, etwa über Populismus in der Antike, in Athen wie in Rom (Michael Sommer), über die Deutschrock-Band „Frei.Wild“ (Martin Seeliger) oder über die Liberalismuskritik des französischen Sozialphilosophen Jean-Claude Michéa (Tobias Müller). Schließlich: Was die Dresdner Maik Herold, Steven Schäller und Hans Vorländer über die Empörungsbewegung Pegida schreiben, war schon ganz ähnlich an anderer Stelle viel ausführlicher zu lesen.⁴ Die Fixierung auf Parteien und ihre Herausforderung durch populistische Kräfte hätte dem Band mehr Konturen verliehen. Zu den Defiziten gehört ferner eine Sprache, die sich – vor allem in den soziologischen Texten – nicht jedermann erschließt.

Eckhard Jesse, TU Chemnitz, Institut für Politikwissenschaft, Thüringer Weg 9, 09126 Chemnitz.

3 Vgl. Chantal Mouffe, Für einen linken Populismus, Berlin 2018.

4 Vgl. Hans Vorländer/Maik Herold Steven/Schäller, PEGIDA. Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung, Wiesbaden 2016.